

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

148 (28.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Der Bienenschwarm

Run schwärmen unsere Bienen,  
Die Sonne brennt.  
Der Imker raucht die Pfeife,  
Der seine Bienen kennt.

Güßlauf, du treuer Imker,  
Die Biene schwärmt.  
Im Hof das Volk der Hühner  
Das lärmt.

Am Gipfel dieser Birke,  
Da hängt der Schwarm sich an.  
Nimm, Imker, eine Leiter,  
Mit der du reifen kannst.

Da ward nicht lang gefadelt  
Der Schwarm sitzt schon im Korb.  
Und schmunzelnd trägt der Imker  
Sein neues Volkchen fort.

Jetzt könnt ihr euch vermehren,  
Jetzt mögt ihr fleißig sein.  
Tragt mir aus Wald und Heide  
Viel süßen Honig ein.

Max Dortu.

## Ausstellung aus dem Arbeiterleben

### Ein begrüßenswertes Pariser Projekt

Der sozialistische Abgeordnete und Pariser Stadtrat Biancetti hat in der Kammer und der Stadtkommission eine Ausstellung des Arbeiterlebens vorgeschlagen. Die Ausstellung soll im Jahre 1935 in Paris stattfinden. Sie soll Arbeiter aller Klassen und Berufs aus der ganzen Welt vereinigen, sie in Kontakt miteinander bringen und ihnen die Mittel geben, gegenseitig ihre Produktionsmethoden, ihre Tradition, ihr Familienleben und ihr soziales Leben kennen zu lernen. Als Hauptattraktion der Ausstellung ist eine historische Abteilung gedacht, in der die Entwicklung der Haus- und Familien-Industrie und des Kunsthandwerks mit den besonderen Eigenheiten jedes Landes gezeigt werden soll. Ferner ist eine Ausstellung der Kunstwerke der Vergangenheit vorzusehen. Die Szenen aus dem Arbeiterleben darstellend die Arbeit feiern soll. Während der Ausstellung sollen Vorträge und internationale Arbeiterkongresse veranstaltet werden.

## Kleine Reportagen

### Predigt mit Tanz

Der kalifornische Prediger einer anglikanischen Kirche, Dr. Schalton-Sherwood, hat es ungewohnt, seinen Predigtstuhl mit Tischen seiner Anhänger zu füllen, indem er statt der langen Predigten, womit er bisher seine Gemeinde versetzte, eine Einrichtung getroffen hat, die aus der Kirche ein Ballhaus zu machen geeignet ist. Dieser Gemeindefesttag fand es eines Tages angebracht, zu veröffentlichen, „der Tanz sei die höchste Form des Gottesdienstes“, indem er dies mit dem Wort des Psalmisten zu belegen suchte: „Ehret den Herrn mit Tänzchen“. ... auch David auf seiner Tanzbühne aufzutreten, worauf er sich in eine Ecke zurückzog, und nachdem er den Raum mit einem dichten Netz erhellte, seinem Publikum die einige Schritte der kalifornischen Tanzakademie vorführte, die einige heilige und heilige Tänze setzten, welche der einseitigen Seelenheil mit gelehrten Worten erläuterte und kommentierte. Als diese „Predigt“ beendet war, hatte das Publikum gänzlich vergessen, wo es sich befand und gab seinen Beifall mit lebhaftem Beifall zu erkennen. Das überstapelte den Kommissar des „Sanandens Kropfen“ zu der Drohung an, die Vorführung sofort zu unterbrechen, falls sich diese Handlungsweise noch einmal wiederhole.

## Heiterer Roman eines Großstadthundes



Die Portierin nimmt ein Stückchen Wurst und gibt es mir. Vorher will ich ablehnen, will von der Hand, die mich vor kurzem schlug, das Geschenk nicht annehmen. Aber der Wurst entstammten Jauberdüfte. Sie bildet gleichsam eine realisierte Bitte um Vergeltung. Ah, wie Armen verzeihen ja so leicht an uns begangene Ungerechtigkeiten.  
Der Gast sagt:  
„Es gibt Dinge, die mein Verstand nicht zu begreifen vermag. Darunter zählt auch der Diebstahl eines Besessenen an einem anderen Besessenen. Ich stelle ihn einem Mord gleich und würde ihn mit der Vergeltung eines solchen unsozialen Menschen bestrafen.“  
Die Portierin bemerkt:  
„Und die großen Diebe, die Wucherer?“  
Der Gast erklärt, das sei nicht das gleiche.  
„Wenn ein Bedrückter einen anderen bedrückt, so ist es ein Bruch der Solidarität von Leidenden. Ich kam mit ein schwereres Verbrechen nicht vorstellen. Es ist etwas Sinnvolles im militärischen Befehl gewesen, das den Kameradschaftsdiebstahl als schweres Verbrechen wertete.“  
Ich näherte mich dem Sprechenden, lege den Kopf auf seinen Schenkel. Er streichelt mich. Könnte ich sprechen, würde ich ihn fragen, warum die besten Gedanken nur bei den Schwachen geboren werden und dadurch vergendet sind, weil sie unsichtbar bleiben.  
Man preist die Natur als die Mutter weiseften Waltens und der sinnvollsten Dekonomie. Entweder trifft das nicht zu, oder die menschliche Kultur verweist den Haushaltsplan der Natur. Conspicuum est nicht möglich, daß es ein Schicksal der Menschen bedeutet, demzufolge die besten Gedanken Jahrhunderte zur Verwirklichung brauchen und die Nichtigkeit ihnen die Entwicklungswege vertrameln kann.  
Ich schleiche auf mein Lager zurück und verteidige mich gegen die Sorgen mit dem Wunsche aller Mutlosen und Resignierenden: Nicht denken!  
\*  
Abgehört und in tödlicher Angst bin ich durch die halbe Großstadt getrennt, bin einer furchtbaren Gefahr entkommen. Noch immer ver-

## Rhönizier in Amerika?

Auf einer Reiseinformation in dem kleinen Tal des Cumina-Flusses im brasilianischen Staate Para hat ein gewisser Dr. Barbosa neben einigen Lösssteinen auch rhönizische Hieroglyphen-Inschriften entdeckt. Dadurch ist in Brasilien eine sagenhafte Nachricht wieder lebendig geworden, wonach die Rhönizier schon vor viertausend und mehr Jahren Amerika entdeckt hätten, die Amazonenstrom aufwärts gefahren seien und einige Stadtrundungen vorgenommen hätten. Wenn die mühsame Arbeit, die Hieroglyphen zu entsiffern, den eifrig damit befaßten Sachverständigen gelungen sein wird, und sich gute Nachrichten in dieser Hinsicht ergeben sollten, so dürfte unversätlich mit Ausgrabungsarbeiten längs des Cumina begonnen werden, um eine Stadt, deren Name

der Ueberlieferung nach Atlantis heißt, zutage zu fördern. Das Sonderbare hieran ist vor allem dies, daß der Name identisch ist mit dem des mythischen, nach Platon verjunkten, Kontinents Atlantis, den manche Archäologen und Geologen auf dem Grunde des Atlantischen Ozeans vermuten, wie er denn diesem Meere einen Namen gegeben hat.

Vermutlich rhönizische Spuren sind auch noch zu anderen Orten in dem weiten Becken des Amazonenstroms gefunden worden. So am Zusammenflusse des Solimao mit dem Rio Negro, wo auf einem Felsen der kleinen Insel Pedra ein Bild eingehauen ist, das vielleicht ein rhönizisches Schiff darstellt.

## Ibsens letzte Liebe

### Ein Parallelstück zu Goethes Marianne von Willemer

Henrik Ibsen dachte von den Frauen sehr hoch. Rameau-tisch verehrte er die tüchtigen, tätigen Frauen, die guten, hilfsnehme Mädchen auf den Dichtern machte, muß tief und nachgar nichts übrig. Eine seiner schönsten Mädchengestalten ist Thora Vratsberg (in dem Lustspiel „Der Bund der Jugend“). Sie ist, wie es in dem Stücke heißt, „tief und still und treu“. Wir treffen diesen Typus bei ihm des öfteren. Es sei nur erinnert an Aita Wilmers („Alte Hoffen“), Ella Rentheim („John Gabriel Borkmann“) und Irene („Wenn wir Toten erwachen“). Auch Hilde Wangel, die wir in der „Frau vom Meere“ als spöttischen sich ewig motzenden Vassilich kennen lernen, und die wir dann im „Baumeister Solness“ wiederfinden, ist trotz ihrer burlesken Art tief und still und treu. Sie liebt den Baumeister aber sie bringt es doch nicht übers Herz, ihn seiner Gattin wegzunehmen.

Das Urbild Ibsens war eine junge Wienerin, namens Emilie Bardach. Sie war 1871 geboren und zählte als sie mit dem 61jährigen Ibsen zusammentraf, 18 Jahre. Der bekannte Literaturhistoriker Georg Brandes hat die Briefe des Dichters an sie herausgegeben. Man hat sich über diese „Indiscretion“ aufgeregt; wie mir scheint, ohne Grund. Das Verhältnis Ibsens zu der 17-jährigen Mädchen ist dem Goethes zu Marianne von Willemer. Es war genau ebenso zart und innig. Warum soll man also nicht davon sprechen?

Ibsen lernte die junge Wienerin im Spätsommer 1889 kennen, und zwar in Gossenshof in Tirol. Emilie weilte dort mit ihrer Mutter. Der Eindruck, den das innerlich vornehme Mädchen auf den Dichter machte, muß tief und nachhaltig gewesen sein. In ihr Stammbuch schreibt er die verästelten Worte: „Hohes, schmerzliches Glück — um das Unerreichbare zu ringen“. Er schenkt ihr sein Bild und legt auf die Rückseite die folgende Widmung: „An die Mailonne eines Septemberabends — in Tirol“. Das war am 27. September 1889. Anfang Oktober ist der Dichter schon wieder in München. Er hat Emilie Bardach niemals wiedergesehen.

Es ist sehr schwer sich über solche zarten Beziehungen auszusprechen. Daß Ibsen das junge Mädchen wirklich geliebt hat, verraten die wenigen Briefe an sie alles deutlich. „Sie, liebes Fräulein“, schreibt er am 15. Oktober 1889, „Sie schreiben so reizend in Ihrem letzten Brief schreiben Sie so reizend: „Aber Fräulein bin ich nicht für Sie.“ Also — Sie sind ein Kind — denn das sind Sie doch jedenfalls für mich, — sagen Sie mal, — erinnern Sie sich, daß wir einmal über Dummheit und Tollheit sprachen? Oder richtiger gesagt, ich sprach allerlei darüber. Dann übernahmen Sie dieses Kind, die Lehrrolle und bemerkten in Ihrer leisen, melodischen, weit dahinschwebenden Weise, daß es doch immer ein Unterschied zwischen Dummheit und Tollheit sei. Und freilich, davon hatte ich schon im voraus eine Ahnung. Aber diese Episode, wie alles übrige, ist doch in meiner Erinnerung. Denn ich muß immer und immer darüber grübeln: War es eine Dummheit

oder war es eine Tollheit, daß wir einander entgegen gekommen sind? Oder war es sowohl eine Dummheit wie eine Tollheit? Oder war es keins von beiden? ... Ich glaube, das letzte wird doch das einzig Stichhaltige sein. Es war einfach eine Naturnotwendigkeit. Und es war ein Fatum zugleich.“ Der Brief schließt: „Tausendmal gute Nacht, Ihr stets ergebener H. I.“

Man fühlt aus diesen Worten, wie der alternde Dichter leidet und — seiner Natur nach — grübelt.

Allmählich findet er sich zu seiner Dichtung zurück. Am 19. November schreibt er: „Sie wissen ja, daß Sie immer in meinen Gedanken sind und bleiben werden. Ein reger brieflicher Verkehr ist von meiner Seite eine Unmöglichkeit.“ Er sei — so erklärt er — eifrig bei der Arbeit. Doch: „Dichten ist schön; aber die Wirklichkeit kann dann und wann noch viel schöner sein.“

Am 6. Dezember packt ihn die Erinnerung wieder härter. „Wie lebendig steht Ihre liebliche Erscheinung in meiner Erinnerung! In meiner Phantasie sehe ich Sie immer mit Verlehen geschmückt.“ — „Als eine liebliche Sommererscheinung“, so schreibt er am 22. Dezember, „habe ich Sie, meine liebe Prinzessin, kennen gelernt.“ Aber schon meldet sich eine leise Entfremdung: „Aufrecht gesagt, liebe Prinzessin, — in vielen entscheidenden Beziehungen stehen wir doch einander sehr fremd gegenüber.“

Am 30. Dezember dankt Ibsen dem Mädchen für ihr Bild mit folgenden Worten: „Ihr schönes reizendes, so sprechend ähnliches Bild hat mir eine unbeschreibliche Freude bereitet. Ich danke Ihnen dafür tausendmal und so recht von Herzen.“

Am 6. Februar 1890 kündigt er sie dann, ihn zu verzeihen. „Sie haben andere Aufgaben in Ihrem jungen Leben zu verfolgen, anderen Stimmungen sich hinzugeben. Und ich kann mich nie durch ein briefliches Verhältnis befriedigt fühlen.“

Am 7. Geburtstag des Dichters (Ende März 1889) fandte Emilie Bardach einen telegraphischen Glückwunsch und einen Brief. Ibsen schickte ihr daraufhin sein Bild und schrieb folgende Zeilen dazu:

„Herzlich Liebes Fräulein! — Empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihren Brief. Der Sommer in Gossenshof war der glücklichste, schönste in meinem ganzen Leben.“

Wage kaum daran zu denken. Und muß es doch immer. — Immer!

Ihr treu ergebener Henrik Ibsen.  
Daß der Dichter das liebliche Mädchen nicht vergessen konnte, beweist die Gestalt der Irene („Wenn wir Toten erwachen“), die deutlich die Züge der Wienerin trägt. Und und wenn Ibsen in diesem seinem letzten Werk sagt, er habe über dem Dichten das Leben veräußert — sollte er da nicht auch an die schöne und doch so schmerzliche Episode in Gossenshof gedacht haben?

Karl Luenzel.

spüre ich die Drahtschlinge des Hundefängers an meinem Leib abgleiten. Mit einem Schreckenslaut, der die Brust zu sprengen drohte bin ich fortgerast, habe nicht die Straßen beachtet, nur fort, fort. Und dieses Schicksal drohte mir jetzt täglich. Oh, wie verfluche ich den Wohnungsinhaber, daß der Diebstahl an dem Armen Mord bedeutet.

Ich habe das Fangen von Hunden durch die Gehülsen des Abdeckers nur einmal enfeist mitangesehen. Ein weißer Fortierier spielte mit mir, plötzlich schrie er erschrocken auf, die Schlinge zog sich um seinen Leib zusammen. Ich flüchtete entsetzt in den nächsten Hausflur, ein Mann ergriß den heulenden und winselnden Leisegewissen und sperrte ihn in den auf einem Wagen angebrachten Käfig.

Eine Menge Menschen versammelte sich, beschimpfte den Fänger, er schimpfte zurück, die erregte Menge drang auf den Mann ein, zwei Schutzleute, die den Wagen begleiteten, schützten ihn. Plötzlich lief eine alte Frau über die Straße zu dem Wagen, bat um ihren Hund, weinte — umsonst. Der Fortierier heulte, kein Mensch weiß, wie wir unser Schicksal ahnen. Wieder brauste die Erregung der Menge auf — ich rannte davon.

Ich hörte viel von dieser gefeßlich geschützten Einrichtung, daß auch — was selten gelingt — Tiere dem Besitzer zurückgegeben werden. Sie können die Todesangst nie mehr überwinden, sind fesslich zugewunde gerichtet. Die anderen Hunde werden, ohne schädlich gewesen zu sein, vertilgt. Das ist der Ausdruck für das Zwangssterben des treuesten Hausgenossen des Menschen.

Täglich ereignen sich solche Szenen, stets wehren sich die Menschen gegen die mittelalterliche Barbarei — sie bleiben bestehen. Wo bleiben die Tierschutzvereine, wo die zehntausende Hundebesitzer, wo die vielen, die von Humanität trüben und sogar für Mordmörder die Todesstrafe verdienen? Sind sie zu schwach gegenüber einer graufamen bürokratischen Gesetzesformel?

Man bestraft Kutsher, die ihre Pferde schlagen oder sie überlasten, man streut Vögeln im Winter Futter, man befreit Schwalben und Tauben, wenn sie sich irgendwo in Telegraphen oder Antennendrähten verstricken, schenkt dabei sogar nicht lebensgefährliche Antreibungen, hunderte Zuschauer jubeln die Retter.

Und uns läßt man durch den Schinder verfolgen, uns das Symbol der Treue!

Mein Instinkt kann die Grausamkeit des menschlichen Verstandes nicht erfassen.

Bei Reichert sagte in einer Abendgesellschaft ein Wissenschaftler, dessen Besuch man als Ehre bezeichnete, je mehr man wisse, desto weniger wisse man. Die Zubehörenden haben verblüfft auf den Sprechenden. Ich bestaunte den Mann, der sich gefährlich verkleinerte. Ich mußte damals noch nicht, daß Große durch bescheidene Selbstverkleinerung noch größer erscheinen.

Mit ergibt es nicht anders. Je größer die Summe der Erfahrungen, desto größer die gedankliche Wirksamkeit. Je mehr ich die Menschen zu kennen glaube, desto festsamer sind die Rätsel, die mein Wissen verkleinern. Ich lausche, die Umwelt ganz kennengelernt zu haben, da steht ein Erlebnis auf und ich sehe mich vor einer undurchdringlichen Nebelwand.

Heute weinte die Portierin, der Herr tröstete sie, wenn auch vergebens. Ich schlich mich leise zu ihr, bat, legte meinen Kopf in ihren Schoß, sie streichelte mich, aber mit der geistigen Abwesenheit des Menschen, bei der die Liebfosung nur mechanisch ist.

Da begegnete mir das Rätsel — die Frau weinte, weil sie einem Kinde das Leben schenken soll. Nein, nicht schenken, die Frau sagte, über das Kind das schwere Leid des Lebens verhängen.

Kinder sind doch Freude, Spiel, Lachen, Glück. Und die Frau weint.

Wir wissen, daß wir nichts wissen. Instinkt und Verstand gleichen sich aus.

Die Frau beschließt, mich nicht mehr zu behalten. Der Herr widersteht sich. Sie wehrt ab: „Nicht das Wollen entscheidet, sondern das Können. Und wir können nicht mehr.“

Der Portier erklärt, er lasse nicht zu, daß ich auf die Straße gejagt werde. Ich lausche. So muß einem Unglücklichen zumute sein, über den Richter beraten.

„Ich werde versuchen, Purzl jemandem zu schenken, bei dem er es gut haben wird“, beschließt der Portier die Unterredung.

In dem Schwanken vergeht einige Tage. Als der Herr wieder einmal auf Arbeitssuche geht, nimmt mich die Frau auf einen Ausgang mit. Wir durchwandern endlose Straßen, bis wir zu einem Hause kommen, aus dessen Hof ich viele Stimmen von Artgenossen höre.

Ich bin im Hundespl eines Tierschutzvereins, der herrenlose Hunde übernimmt, werde in einem Zwinger untergebracht. Draußen steht die Frau — wie durch Nebel ist sie von mir entfernt.

Ich bin ein Ueberzähliger geworden.

## VIII.

### Zum Fetzherz verurteilt.

Vor dem Zwinger wandern täglich eine Menge Besucher vorbei, die sich hin und wieder Hunde anwählen und mitnehmen, wie man tote Sachgegenstände bei einem Tändler erwirbt. Doch muß ich feststellen, daß die echte Tierfreundschaft in diesem Heim für herrenlose Hunde den wundervollsten Ausdruck werktätiger Liebe zum Tier geprägt hat.